Der große Unbekannte

Kriminalroman von Wilhelm Kranzhoff

(6. Fortsetzung.)

Hochfeld zuckte mit den Achseln.

„Ich kann nur sagen, was ich weiß. Den Grund der Uneinigkeit kenne ich zwar nicht, aber die Zuneigung, die er für den Verstorbenen gehegt, scheint mir doch erklärlich Hartmann, dessen Eltern gestorben waren, ehe er sie gekannt, ist im Hause seines Oheims erzogen worden."

„Wie kamen Sie dazu, Ihrem Freunde so ausführliche Briefe über die Heirat seines Oheims zu schreiben?"

„Hartmann hatte mich darum gebeten; die bezüglichen Briefe werden sich in meiner Wohnung noch vorfinden. Schon als er sich von mir verabschiedete, legte er es mir nahe, ihm, sobald er mir seine Adresse geschrieben habe, stets über alles das, was im Hause seines Oheims vorgehe, soweit ich davon erführe, auf dem Laufenden zu erhalten. Als ich nun von der bevorstehenden Heirat Dornemanns erfuhr, teilte ich ihm auch dieses, sowie den Namen der betreffenden Dame mit."

„Schrieb er Ihnen nicht, daß er zu derselben Dame in Beziehung gestanden habe?" fragte der Staatsanwalt.

„Nein, doch erklärte er wohl, daß er sie von New York aus kenne. Daß er zu ihr in Beziehung gestanden, scheint mir mehr wie zweifelhaft."

„Aus welchem Grunde?"

„Die Ausdrücke, die er auf die Dame gebrauchte, waren keine, die auch für die geringste Achtung vor ihr bezeugten, geschweige denn, daß sie eine tiefere Leidenschaft verraten hätten."

„Wir sind aber im Besitze eines Briefes, der unzweifelhaft dartut, daß zwischen ihm und jener „Elly Bertrom" ein ernsthaftes Verhältnis bestanden haben muß. Was sagen Sie dazu?"

Hochfeld starrte dem Staatsanwalt mit unverhohlenem Erstaunen ins Gesicht.

„Das muß doch ein Irrtum sein," erklärte er.

Brunner nahm hier den zur Hand liegenden Brief, der die Unterschrift Frau Dornemanns enthielt und schob ihn Hochfeld zu.

„Vielleicht ist Ihnen auch die Handschrift der Dame bekannt — so überzeugen Sie sich durch den Augenschein."

Mit hastigen Blicken überflog Hochfeld das Schreiben. Sein Staunen wuchs, je weiter er las, und als er schließlich den Brief zurückgab, zeigte sein Gesicht die größte Ueberraschung.

„Nun?" fragte der Staatsanwalt, den Brief wieder sorgfältig auf seinen Platz legend.

„Das ist in der Tat ein Liebesbrief, der über die Gefühle seiner Schreiberin nicht den geringsten Zweifel läßt. Ich bin erstaunt, daß Hartmann mir nie darüber auch nur eine Andeutung gegeben hat. Aber dennoch kann ich nicht daran zweifeln, daß er mir die Wahrheit über sie schrieb. Leugnen läßt sich allerdings nach diesem Brief nicht mehr, daß er einst Frau Dornemann nahe gestanden; aber es wird eben alles das, was er ihr zur Last legt, die Veranlassung gewesen sein, weswegen er sich von ihr lossagte."

„Wann waren Sie zuletzt mit Hartmann zusammen?"

„Das war an demselben Abend, wo Dornemann ermordet wurde."

„Ah!"

„Er begleitete meine Schwester auf einen Maskenball; außerdem befand sich noch meine Braut bei uns."

„Wo fand der Ball statt?"

„Im Hotel Zum Schwan."

„So war Hartmann maskiert?"

„Ja, er trug das Kostüm eines spanischen Kavaliers."

Brunner nickte vor sich hin.

„Und wann trennte er sich von Ihnen?" forschte er weiter.

„Es war gegen elf oder halb zwölf," erklärte Hochfeld; „und die Umstände, die dabei mitspielten, waren merkwürdig genug. Er wurde durch eine fremde Maske von uns gerufen, angeblich, weil sie ihm etwas Wichtiges mitzuteilen habe. Ueber das seltsame Gebaren der betreffenden Person — ich bin noch jetzt im Zweifel, ob es ein Herr oder eine Dame war — schien Hartmann ebenso erstaunt, wie wir andern. Indessen, mein Freund erklärte uns, daß ihm ein Name genannt worden sei, woraus er folgere, daß die Angelegenheit, in der der Fremde ihn zu sprechen wünsche, keinen Aufschub erleiden dürfe. Er bat uns, auf ihn zu warten und versprach, in wenigen Augenblicken wieder zur Stelle zu sein. Aber wir warteten vergeblich, ich habe ihn seitdem nicht mehr gesehen."

Der Staatsanwalt blickte Hochfeld eine Weile schweigend an. Dabei trat jener gespannte Zug in seinem Gesichte zutage, der ein Merkmal angestrengten Denkens ist.

„Wie sah die betreffende Person aus? Welches Kostüm trug sie?" fragte er nach einer Pause.

„Es war ein schwarzer Domino mit roter Maske," entgegnete Hochfeld.

„Empfanden Sie keine Neugier und erkundigten Sie sich am folgenden Tage nicht bei Ihrem Freunde nach dem Grunde seines Verschwindens?"

„Nein. Meine Schwester und ich hegten erst die Ansicht, daß es schicklich von ihm wäre, wenn er sich seines merkwürdigen Verhaltens wegen bei uns entschuldige. Als wir aber von dem Verbrechen hörten, das an seinem Oheim verübt worden war, da sagten wir uns, daß vor der Aufregung, in der er sich gewiß befand, alles andere in den Hintergrund treten mußte. Dann, als ich eben im Begriff war, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen, erhielt ich von einem Dienstmanne seine Visitenkarte zugestellt — merkwürdigerweise ohne jedes Begleitwort."

Der Staatsanwalt wußte genug. Er bedeutete Hochfeld, daß die Vernehmung zu Ende sei, und dieser empfahl sich.

Noch längere Zeit nachher saß Brunner regungslos vor seinem Schreibtisch und grübelte über das Gehörte nach. Dann richtete er sich plötzlich mit einem Ruck empor, ergriff die Feder, und schrieb mit flüchtiger Hand auf ein Stück Papier die Verfügung, gemäß welcher hinter dem Kaufmann Franz Hartmann ein Steckbrief erlassen werden sollte.

Siebentes Kapitel.

Je mehr sich die Beweise häuften, die für den Staatsanwalt eine Schuld Hartmanns als zweifellos erscheinen ließen, um so weniger mußte der Verdacht begründet erscheinen, daß der verhaftete Friedrich Hölcher der Mörder Dornemanns sei. Dennoch konnte er aber aus gewissen Gründen nicht ohne weiteres wieder auf freien Fuß gesetzt werden. Zunächst war es sein gänzlich ungenügender Alibinachweis, der dem entgegenstand. Dann war, durch die Aussagen Hochfelds, beim Staatsanwalt die Vermutung entstanden, daß eine zweite Person an dem Verbrechen mitbeteiligt gewesen sein müßte. Mochte daher immerhin ein anderer der Mörder sein, so war dadurch nicht ausgeschlossen, daß Hölcher sich vielleicht der Beihilfe schuldig gemacht hatte. Jener schwarze Domino, von dem Hölcher gesprochen, hatte ohne Zweifel mit Hartmann im Einvernehmen gestanden. Allerdings behauptete Hölcher, Hartmann nicht einmal dem Namen nach zu kennen, und die mit regem Eifer betriebenen Nachforschungen hatten bis jetzt noch nicht den geringsten Beweis vom Gegenteil zutage gefördert; jedoch wie das Verbrechen überhaupt mit großer Sorgfalt vorbereitet gewesen sein mußte, so war anzunehmen, daß die Beteiligten sich auch nach dieser Seite vorgesehen hatten. Die Aussagen Hölchers waren alsdann, wenn ihnen nicht eine bestimmte Absicht zugrunde lag, ziemlich ungeschickt gewählt, und die Frage blieb offen, ob es besonders schwierig für ihn gewesen wäre, eine bessere Ausrede zu finden.

Es kam also vor allen Dingen darauf an, Hölcher zum Sprechen zu bringen. Entweder war er der Mitschuldige Hartmanns, und dann sollte er gestehen, oder seine Aussagen beruhten auf Wahrheit, dann sollte er sie beweisen und deutlicher werden.

In dieser Beziehung Klarheit zu schaffen, war die Aufgabe des Untersuchungsrichters Bender. Dieser hatte den Inhaftierten schon mehrmals in Kreuzverhör genommen, war aber, trotz aller Mühe, die er sich gegeben hatte, noch keinen Schritt weiter gekommen.

Seine Ueberzeugung stand schließlich fest, daß auf dem gewöhnlichen Wege mit diesem Manne nichts zu erreichen war. Auch neigte er mehr und mehr zu der Ansicht, daß Hölcher vielleicht doch an dem Verbrechen unbeteiligt gewesen; jedenfalls zeigte er sich sehr wenig betroffen von der Flucht Hartmanns, und daß dieser verfolgt werde. Aber etwas Ungewöhnliches lag trotz alledem hier vor, das zu ergründen dem Untersuchungsrichter nicht unwichtig erschien.

Diese Meinung äußerte er auch dem Staatsanwalte gegenüber, der mit ihm darin übereinstimmte, daß von dem Manne keine weiteren Erklärungen mehr zu erwarten waren und man zu einem besondern Mittel greifen müsse, um zu erfahren, was er nicht eingestehen wollte.

Dem verhafteten Friedrich Hölcher wurde am andern Tage eröffnet, daß sich seine Unschuld herausgestellt habe, und er demgemäß aus der Untersuchungshaft entlassen werde.

Zwei Tage später erhielt Staatsanwalt Brunner folgendes Schreiben:

Bromberg, den 20. Mai.

Herr Staatsanwalt! — Wenn dieser Brief in Ihre Hände gelangt, werde ich Bromberg längst wieder verlassen haben. Aber ich möchte meinen Weg nicht fortsetzen, bevor ich Ihnen über einige Punkte, welche bei der Untersuchung über das an meinem unglücklichen Oheim begangene Verbrechen von Wichtigkeit sein dürften, Aufschluß gegeben habe. Ich weiß, daß es unnütz sein würde, meine Unschuld zu beteuern; die Umstände sprechen zu sehr gegen mich. Daher muß ich abwarten, ob und wann das Gericht den wirklich Schuldigen findet. Da ich aber ein großes Interesse daran habe, daß der Mörder meines Oheims bald entdeckt werde, so bitte ich Sie folgenden Mitteilungen einige Beachtung zu schenken. —

Hier folgte eine ausführliche Beschreibung des Abenteuers, das er mit dem unbekannten Domino in der Mordnacht erlebt hatte. Hartmann beschwor den Staatsanwalt, an der Wahrheit seiner Schilderung, so unglaublich sie auch erscheinen möge, nicht zu zweifeln. „Ich hatte manchen Grund dafür, daß mit dem Verderben meines Oheims auch das meinige geplant sei," fuhr er fort, „deshalb floh ich. Aber ich dachte doch nicht daran, die Stadt zu verlassen; nur die Absicht meiner Feinde wollte ich vereiteln. Erst der beifolgende Brief, den ich am folgenden Tage früh morgens durch ein fremdes Kind zugestellt bekam, ließ mich den Entschluß fassen, dem darin ausgesprochenen Rate zu folgen, um mich den Häschern zu entziehen. Ich füge hinzu, daß ich den Schreiber des Briefes nicht kenne, der Name Hölcher ist mir vollständig fremd! Möglicherweise ist das Schreiben von irgendwelchem Wert für die Untersuchungen, da ich aus den Zeitungen ersehe, daß ein Mann desselben Namens dort verhaftet wurde."

Diesem Briefe war jener andere beigefügt, den Hartmann kurz vor seiner Flucht erhalten hatte. Nachdem der Staatsanwalt auch diesen entfaltet und gelesen hatte, legte er die beiden Schreiben bedachtsam vor sich hin, gleichsam, als fasse er den Entschluß, mit Muße ihren Inhalt zu prüfen und sich eingehend damit zu beschäftigen.

Da war es also richtig wieder, jener „Große Unbekannte", der fast in jeder schwierigen Untersuchung zu spuken pflegte und von jeher seine Stelle in den Kriminalakten behauptet hatte! Und wie gewöhnlich, so sollte auch in diesem Falle dieser Unbekannte, wenn nicht der Täter selbst, so doch derjenige sein, der die Widersprüche zu lösen imstande sei.

Wunderlich genug war, daß Hartmann der Widerspruch, der in beiden Briefen lag, entgehen konnte. In dem einen suchte er Hölcher mit dem schwarzen Domino zu indentifizieren und im anderen behauptete er, daß der Domino über die intimsten Angelegenheiten seines Oheims unterrichtet gewesen sei, woraus zu folgern war, daß es ein guter Bekannter sowohl Dornemanns wie Hartmanns gewesen sein müßte — und doch war ihm der Name völlig fremd.

Nicht zu leugnen allerdings war, daß das Schreiben Hartmanns in gewissen Punkten mit den Aussagen seines Freundes übereinstimmte, und dies veranlaßte Brunner, sich die bedeutungsvollsten Ergebnisse der Untersuchung noch einmal ins Gedächtnis zurückzurufen.

Die Entdeckung im Garten des Ermordeten, der Umstand, daß das Schloß des Mauertörchens, wie man glauben konnte, durch eine zweite Person von der Straßenseite aus unbrauchbar gemacht worden war, konnte recht wohl mit den Behauptungen Hartmanns in Einklang gebracht werden. Daneben mußte auch das Zeugnis des Assessors Grimmer wieder in Betracht gezogen werden. Das aber sprach doch entschieden weniger zugunsten Hartmanns. Es bestand nur noch die Frage, ob das Einvernehmen zwischen ihm und Frau Dornemann nicht nachträglich wieder zustande gekommen war, um nicht nur den wirklichen Zweck des Briefes zu erkennen, sondern auch das Motiv des Verbrechens und die Mitschuld der jungen Frau feststellen zu können. Sollte wirklich die erste Vermutung des Staatsanwalts richtig sein, wonach der alte Mann einer leidenschaftlichen gegenseitigen Zuneigung der beiden weichen mußte? —

Bezüglich Hölchers aber konnte man sich fernerhin jede Mühe ersparen: er hatte mit dem Morde gar nichts zu tun.

Dies war das Endresultat der Kombinationen des Staatsanwaltes gemäß welcher er noch an demselben Tage seine Anordnungen traf.

Achtes Kapitel.

„Ich darf die Herren wohl miteinander bekannt machen: Herr Roderich Bittner, mein Vetter — Herr Hartmann, unser neuer Inspektor."

Die üblichen höflichen Bemerkungen folgten diesen Worten, und Hartmann fügte lächelnd hinzu: „Mit dem Inspektor, das hat jedoch nicht ganz seine Richtigkeit, Herr Bittner, wie Fräulein Reichenbach sehr wohl weiß. Nur so lange, bis Herr Reichenbach eine geeignete Kraft zur Bekleidung dieses Postens gefunden hat, werde ich in Mariental bleiben, um, soweit das in meiner Macht liegt, den Fehlenden zu ersetzen."

„Nämlich, es ist dies sein ausdrücklicher Wille, den Papa wohl ganz zutreffend für eine Caprice erklärt," fiel die junge Dame ein. „Als ob in Mariental nicht ein ebenso geeignetes Wirkungsfeld für ihn sei, wie auf jedem anderen Gute. Zum Glück versprach er, uns nicht eher zu verlassen, bis ein wirklicher Ersatz gefunden sein würde."

„Was indessen, mit Rücksicht darauf, daß Herr Reichenbach mir sein Wort gab, diesen Ersatz baldmöglich zu beschaffen, nichts zu bedeuten hat," ergänzte Hartmann.

Der Vetter hatte inzwischen scharfen Blickes die Mienen der beiden gemustert, und irgend etwas schien ihm dabei wenig zu behagen, denn er warf plötzlich den Kopf zurück und bemerkte in kaltem Tone:

„Ich vermute, Sie sind mindestens schon lange Zeit mit Herrn Reichenbach bekannt?"

Aus diesem „mindestens" schloß Hartmann sofort, daß die liebenswürdigen Worte Fräulein Reichenbachs, die kein Zweifel darüber ließen, wie ungern man ihn scheiden sah, das Mißfallen des jungen Mannes erregten.

Noch war er mit sich uneins, welche Antwort er dem offenbar etwas hochfahrenden Vetter zuteil werden lassen sollte, als das Fräulein, unbefangen lächelnd, an seiner Stelle das Wort ergriff:

„Das hast du richtig erraten, Roderich: Herr Hartmann ist wirklich ein alter Bekannter von Papa, nämlich von Amerika her, wo er ihn kennen und schätzen lernte. Und ich kann dir nur versichern, daß nichts so riesig interessant ist, wie die beiden von ihren Erlebnissen in der neuen Welt erzählen zu hören."

„Waren Sie lange in Amerika?" fragte Bittner, wie es schien, mehr um seine Nichte am Weiterreden zu hindern, als aus einem andern Grunde.

„Mehrere Jahre," entgegnete Hartmann. „Ich war bei einem deutschen Farmer in Stellung und muß gestehen, manche praktische Kenntnisse verdanke ich dem Aufenthalt dortselbst."

„Auch solche praktische Kenntnisse, die sich hier verwerten lassen?"

„Im Ackerbau ist uns Amerika voraus."

„Darüber möchte ich nicht streiten. Ich hatte auch weniger den Ackerbau im Sinne, als vielmehr — gewisse Humanitätsbegriffe, die, wie ich höre, in diesem sogenannten Lande der Freiheit vorherrschend sind und in mancher Hinsicht unsern altherkömmlichen Anschauungen und patriachalischen Verhältnissen widersprechen."

Hartmann verstand nicht sogleich, was damit gesagt sein sollte; der Gedankengang des jungen Mannes erschien ihm unlogisch. Oder hatte er einen bestimmten Zweck bei diesem Gespräch im Auge?

„Dieses Thema läßt sich wohl nicht so beiläufig abtun", entgegnete er ruhig. „Ueberdies kann Ihnen auch wohl nicht viel daran gelegen sein, welche meine persönliche Ansicht in dieser Beziehung ist."

Bittners Gesicht wurde womöglich noch abweisender und hochmütiger.

„Selbstverständlich ist Ihre persönliche Ansicht von keinem Belang," entgegnete der Vetter. „Aber da Sie auf dem Gute meines Onkels immerhin eine Stelle bekleiden werden, durch die Sie mit den Arbeitern in Berührung kommen, so dürfte es nicht überflüssig sein zu wissen, ob Sie unter allen Umständen Ihren Prinzipien gemäß zu handeln gedenken."

„Sie vergessen, Herr Bittner, daß ich ja vorhin erst sagte, ich würde die erwähnte dienende Stellung bei Herrn Reichenbach nicht annehmen. Da Ihnen aber so viel daran zu liegen scheint, und obgleich ich mir bewußt bin, daß gegebenenfalls nur Herr Reichenbach zu einer solchen Frage berechtigt wäre, will ich Ihnen doch gestehen, daß ich allerdings unter allen Umständen meinen Prinzipien gemäß handeln würde, da ein Nichtbefolgen bei mir so viel heißt, wie sie aufgeben."

Bittner schwebte eine heftige Antwort auf den Lippen, aber Fräulein Reichenbach kam ihm zuvor.

„Darum eben ist Papa soviel daran gelegen, daß Sie in Mariental bleiben, Herr Hartmann," sagte sie. „Ihre Prinzipien sind auch die seinigen. Dann auch sprach er längst schon davon, daß er mancherlei Reformen in der Bewirtschaftung des Gutes einzuführen beabsichtige, und er glaube in Ihnen den passenden Mann gefunden zu haben, ihm dabei behilflich zu sein. Vielleicht ändern Sie Ihre Absicht doch noch."

„Es wäre ja rücksichtslos, täten Sie es nicht," ergänzte höhnisch der Vetter.

(Fortsetzung folgt.)

Das Unmögliche.

Ein Pariser kommt eilends aufs Postamt in der Rue Cambon gelaufen und verlangt eine dringende telephonische Verbindung mit Straßburg. Das ganze Postamt steht darob auf dem Kopfe. Die Telephondame eilt zum Aufseher, dieser zum Postdirektor, worauf sich dieser wiederum mit dem Postminister verbinden läßt. Schließlich erhält der Telephonlustige den Bescheid, daß es unmöglich ist nach Straßburg zu telephonieren, da Straßburg offiziell noch nicht französische Stadt sei. Vielleicht wird es das nach dem nächsten Kriege — meint die Zeitung „Oeuvre"; vielleicht wird es das aber auch nie, meint ein deutsches Blatt.

Zauber des Südens

Dem Leben nacherzählt von Hans Dominik

(15. Fortsetzung.)

Damit ging er davon. Der Doktor blieb zurück, ein Opfer der widerstreitenden Gefühle, bis endlich doch das Glück- u. Kraftgefühl die Oberhand gewann und er sich sagte:

„Jetzt — — oder nie". — —

Von seinem Zimmer aus, hinter der Marquise verborgen, sah er Gertrud mit ihren Malutensilien davongehen, um ihr alsbald zu folgen.

Wie schön war doch die Welt hier, so leicht die Luft, so tiefblau der Himmel, die Sonne lachte, süße Düfte wehten von den Baloern und Wiesen daher, und von den Bergen kam ein frischer Hauch, der Leib und Seele mit Lebensmut und Kraft erfüllte.

Ohne sich umzuschauen, schritt die junge Dame vor ihm her, jetzt hatte er sie erreicht, da blieb sie stehen und er sah, wie sie tief aufatmete und hinauf zu den waldigen Bergen blickte. Da war er neben ihr und zog den Hut. Sie schreckte leicht zusammen bei seiner Anrede, und als sie ihm grüßend das Gesicht zuwandte, sah er, daß die geliebten grauen Augen wie verschleiert blickten und ein melancholischer Zug um den Mund schwebte, den er bis jetzt nur froh und lachend kannte. — —

„Sie erlauben, daß ich mich Ihnen anschließe, gnädiges Fräulein", begann er und griff wie selbstverständlich nach ihrem Malzeug, Pinsel und Leinwand.

Sie versuchte erst, die Sachen festzuhalten:

„Sie wollen doch gewiß eine hübsche Landpartie machen, Herr Doktor, bitte lassen Sie sich nicht stören. Es ist zwar wunderschön, wenn man so verwöhnt wird durch Kavalierdienste, wie es mir in letzter Zeit geworden ist, aber man muß sich auch bescheiden können, Herr Doktor. Sie sehen, es ist alles wechselnd in der Welt. Fritz und Margot schweigen in ihrem jungen Glück. Fritz hat wieder große Pläne und geht darin auf und ich — — — — und ich bin froh, daß ich diese wundervolle Natur studieren kann und meine Kunst pflegen."

Das klang sehr überzeugend, wenn man dabei nicht wie Georg Brandt in das klare Gesicht der jungen Dame blickte. Er aber ergrimmte in den geliebten Zügen die Freudigkeit, das große Leuchten in den großen grauen Augen. Ihrer Resignation gegenüber wuchs sein Mut.

„Ja," sagte er. „So geht's in der Welt — — und" —

Damit nahm er ihre Sachen an sich und ging neben ihr dahin.

„Lassen Sie uns versuchen, Fräulein Gertrud, bei diesem Wechsel der Verhältnisse nicht zu kurz zu kommen. Lassen Sie uns gute Kameradschaft halten. Die Einsamkeit hat ja zuweilen ihre guten Seiten — — aber," scherzte er, und lachte sie glücklich an, „die Zweisamkeit ist mir doch bedeutend lieber im Augenblick." —

Sie schaute ihn ernsthaft an:

„Im Augenblick," sagte sie. „Ja, da liegt der Jammer — der große, glückliche Augenblick — daß man ihn nicht festhalten kann! Aber, bitte Herr Doktor, kehren Sie sich nicht an mich!" — —

„Ich weiß selbst nicht, warum ich heut so elegisch gestimmt bin. — — Ich glaube, ich sagte heut schon den Sehnsuchtsschmerz nach hier — — wenn ich wieder allein in München sein werde." — —

„Müssen Sie denn durchaus dahin, Fräulein Trude?"

„Es ist doch mal die Residenz für uns Künstler," entgegnete sie. „Und es lebt sich auch wirklich gut da, wenn man nur seiner Kunst leben will: Ich darf nicht undankbar sein. Ich verdanke dem schönen München, seinen Museen, meinem Lehrer dort sehr, sehr viel. Ich bin nur hier durch all die Herrlichkeiten, die sich mir boten, etwas aus dem zufriedenen Gleichgewicht geraten. Na, das wird sich schon wiederfinden."

„Es geht mir ganz ähnlich," sagte er. „So ein Leben in angenehmer gleichgesinnter Gesellschaft ist unvergleichlich schön. Der Gedanke, wieder allein zu sein, nur für den Beruf leben zu müssen, ist mir unerträglich, ist mir schmerzlich — ach, Fräulein Gertrud, wie soll ich es nur ertragen. — Ihre lieben Augen nicht mehr zu sehen. — Ihre klare Stimme nicht mehr zu hören!"

Sie sah ihn an, ein Fragen und Hoffen stand in den grauen Augensternen. —

„Ja, scheiden tut weh," lachte sie leise zitternd. —

Da faßte er nach ihrer schmalen schönen Hand, daß sie stillstand:

„Gertrud," fragte er leise, „muß es denn sein? — Wer zwingt uns denn zur Trennung. Frei sind wir beide und Herr unseres Tuns, einsam im Beruf und doch uns sehnend nach Gemeinsamkeit, könnten Sie sich entschließen, die Meine zu werden. Ich wurde unsäglich glücklich sein — — — restlos glücklich!"

„Einander glücklich zu machen, ist der wahre Beruf des Menschen," entgegnete sie. — „Aber wie wenigen gelingt das doch — ich — bin im Grunde ein ernsthaftes Menschenkind. Geburt und Schicksal, — die mich früh einsam machten, nahmen mir die Leichtlebigkeit, — wer weiß, ob ich die rechte Gefährtin für Sie bin, und meine Kunst lassen — das kann ich auch nicht versprechen — —"

Da standen sie am Abhang der großen Wiese. Der Doktor hatte die Sachen auf's Gras geworfen. Nun faßte er Gertruds beide Hände:

„Liebe Geliebte," sagte er innig. „Ich will Dir nichts nehmen. — Nur Glück und Zufriedenheit möchte ich Dir geben. — Und mein Glück finden. — Gottes Dir selber, im göttlichen Muß sollst Du bleiben. — Laß uns gemeinsam die Erdensüße genießen und das Erdenleid tragen. —"

„So nimm mich hin," erwiderte sie und bot ihm die Lippen, die er jubelnd küßte. Dann saßen sie beisammen im duftigen Gras und malten sich in goldenen Bildern eine beglückende Zukunft aus, so herrlich, wie es die meisten jungen Brautpaare tun, wenn die Liebe den Bund geschlossen hat.

* * *

Der joviale Kurdirektor ... il direttore generale Eimbac; wie ihn die Italiener nannten ... machte trotz seines nicht unbeträchtlichen Gewichtes einen bedeutenden Freudensprung, als er die Kunde von den beiden Verlobungen erfuhr. Und dann hielt er eine kleine Konferenz mit seinen nachgeordneten Stellen ab, wie man in Preußen zu sagen pflegt.

„Zwei Verlobungen gleich zum Beginn der Saison und in ein und demselben Hotel. Das ist Rekord und hebt unseren Ruf in der Welt. Das muß gebührend gefeiert werden. Machen Sie Vorschläge, meine Herren. Bei dieser Gelegenheit muß die Kurverwaltung Eifer präsentieren. Es muß ganz was besonderes geschehen."

Die Vorschläge kamen von allen Seiten, aber sie waren nicht ganz frei von Eigennutz. Der Manager des alten Kurhauses schlug einen Gesellschaftsabend mit Musik und Tanz im Vecchio Stabilimento vor und rühmte dabei die Eigenschaften des großen mit spiegelndem Parkett ausgerüsteten Musiksaales als Tanzraum. Der Direktor des neuen Kurhauses war für ein märchenhaftes Gartenfest in den Parkanlagen seines Etablissements.

Andere machten andere Vorschläge, aber letzten Endes suchte jeder dabei für sein eigenes Hotel etwas herauszuschlagen.

Gemächlich hörte il direttore generale sich alle diese Vorschläge mit an

„Wissen Sie nichts Besseres?" fragte er trocken, als der letzte Vorschlag vom Stapel gegangen war. „Das ist ja alles verkehrt. Wir brauchen ein Fest, an dem sich ganz Levico beteiligen kann, zu dem alle Leviconer hinströmen müssen und an dem vor allen Dingen der Stolz unseres Ortes, die Levico-Bande zur vollen Geltung kommt."

La banda ist im Italienischen die Musikkapelle und alle Anwesenden verstanden, was il direttore generale mit seinen Worten meinte. Ein kurzes allgemeines Nachsinnen. Dann warf der dirigierende Kurarzt ein neues Wort in die Debatte. „Il lido!" Das Wort zündete. „Natürlich Il lido!" der schöne weiße Badestrand am Levico-See, an welchem die neue große Badeanstalt gerade fertig geworden war. Die mußte sowieso feierlich eingeweiht werden und die weiten englischen Parkflächen, die von der Badeanstalt bis zu den Weingärten reichten, boten den rechten Platz für ein großes allgemeines Fest. Der rechte Plan war gefunden und die nächsten Stunden brachten an allen Stellen fieberhafte Arbeit. Der Pyrotechniker des Ortes kramte seine Raketentypen und Lampion-Vorräte von oben bis unten durch und große Plakate an allen Straßenecken verkündeten der Bevölkerung für den nächsten Abend das große Strandfest.

Fritz Overhoff hatte seine neue Tätigkeit als Bergmann auf Bitten seiner Braut und Schwester auf einen Tag unterbrochen und sich zu einem Ausflug nach Vettriolo bereit erklärt.

„Es geht wirklich nicht so weiter, Overhoff," hatte ihm sein Freund und Schwager in spe, der Doktor Brandt erklärt. „Wir sind jetzt seit 14 Tagen im Orte. Jedes alte Mauliwurfsloch auf den Hochländern von Calisio und Pine kennst Du nachgerade in- und auswendig und da oben in Vettriolo sind wir noch nicht ein einziges Mal gewesen, obwohl uns die Häuser und Villen tagtäglich über den Köpfen hängen."

Nur mit Grauen hatte der Ingenieur nachgegeben, denn die neue Beschäftigung nahm ihn von Tag zu Tag mehr gefangen. Im alten Kurhause hatte er ein großes Zimmer hinzu gemietet, und das sah schon nicht mehr wie ein Hotelzimmer, sondern wie ein Museumsraum aus, so schimmerte und flimmerte es da auf allerlei Stellagen von den verschiedensten Erzstufen.

Doch schließlich hatte der Ingenieur sich dem Drängen seiner Begleiter gefügt und am frühen Morgen waren sie zu fünf von Levico aufgebrochen. Nicht zu Wagen, wie der fürsorgliche Hoteldirektor vorschlug.

„Wir sind alle jung und rüstig," meinte Fritz Overhoff und hatte für den Aufstieg den kürzesten und natürlich auch steilsten Felsweg gewählt, auf dem ein rüstiger Bergsteiger die Höhendifferenz von genau tausend Metern zwischen Levico und Vettriolo in zwei guten Stunden bewältigen kann.

Ein wenig anstrengend, aber schön war der Aufstieg gewesen. Als die Reisenden in den Seitenweg der Via Reggia neben dem von Vettriolo niederrauschenden Sturzbach, dem Rio Maggiore, abbogen, lag die mächtige Wand hinauf nach Vettriolo und Pinarolla im schönsten Sonnenlicht vor ihnen und nur hin und wieder lagerten über dem dunklen Grün der Kiefern und Tannen und über dem lichteren der Fichten und Buchen leichte Wolken. Dann hatte der Aufstieg begonnen, ein Weg durch den dichten üppigen Wald und jeder Fernblick war verschwunden. Hin und wieder hatte dichter Nebel die Bergsteiger eingehüllt.

„Die Wolken, die von unten so harmlos und nett aussahen," erklärte Dr. Brandt die Erscheinung, und sie mußte wohl richtig sein, denn auf fünf oder zehn Minuten eines solchen Marsches durch den Nebel war immer wieder der leuchtende Sonnenschein gefolgt.

Und dann noch eine kurze, aber besonders beschwerliche Steigung und man war aus dem dichten Unterholz auf ein freies ebenes Plateau getreten. Und dann ein entzückender Fernblick.

„Tausend Meter sind tausend Meter!" bemerkte Fritz Overhoff nessinnig, als er sich dort oben über die Brüstung neigte und hinunterblickte, nach der einen Seite hin über die beiden Seen von Levico und Caldonazzo. Verschwunden war der stolze Bergrücken, der sich, von Levico aus gesehen, so mächtig und trennend von Lenno bis Ischio zwischen die beiden Seen schiebt. Wie eine harmlose flache Landzunge sah er von hier oben aus. Und wie aus einer Spielzeugschachtel aufgebaut lagen alle die blühenden Oertchen und Flecken des Brenta-Tales vor dem Beschauer, Barco und Selva, S. Giuliana und Caldonazzo. Eingebettet in Weingärten und umrahmt von Maulbeerbäumen und alle von der Sonne vergoldet.

„Wer das Bild einmal gesehen hat, vergißt es nie wieder," meinte Dr. Brandt. „Bereust Du es, Overhoff, einmal einen Tag von Deiner Schürerei weggeblieben zu sein, um uns zu begleiten?"

Der Ingenieur blickte das Brenta-Tal aufwärts und suchte mit den Augen die blauen Kämme von Pine und Lucisio. Lange nahm er das Bild in sich auf. Dann erst kam langsam und fast zögernd die Antwort:

„Ich bereue es nicht. Um so mehr, als ich da drüben ..." er wies mit der Hand westwärts .... „alles gefunden habe, was ich suchte, was überhaupt zu finden war. Heute hätte ich sogar kaum Ruhe gehabt, dort zu arbeiten, denn große Dinge stehen heut zur Entscheidung." —

Der Kommerzienrat drückte seinen Schwiegersohn tragend an.

„Was für Dinge, lieber Overhoff, ich denke, wir haben das Schwerste hinter uns und vorläufig Ruhe?"

Der Ingenieur lachte und es lag ein Klang von elastischem gespanntem Stahl in diesem Lachen.

„Ich habe ja Ihre Generalvollmacht in Sachen der Gesellschaft, und zur rechten Zeit sollen Sie alles erfahren. Heute will ich alle Pläne und alle Sorgen hinter mich werfen und mit Euch braven Kindern den Tag vergnüglich verleben!"

Der Satz war kaum gesprochen, als Fritz Overhoff einen leichten Schlag von Margots Hand auf der rechten Schulter und einen sehr energischen Rippenstoß von seiten seiner Schwester an der linken verspürte, während sich Dr. Brandt in seiner ganzen Länge vor ihm aufpflanzte und feierlich anhub:

„Kindliche Gemüter! .... — Das geruhen der Herr Ingenieur zu uns zu sagen und dabei ist er selber so zerstreut und zerfahren, daß er die wichtigsten Dinge vergißt. Overhoff, Menschenskind! Du hast ja noch nicht einmal für Verlobungsringe gesorgt, obwohl Du fast acht Tage länger verlobt bist, als ich. Da sind wir doch anders und sorglicher! — Schau einmal her!"

Erst jetzt bemerkte Fritz Overhoff an den Händen seiner Schwester und des Arztes die dreifen Goldreifen und ein Ausdruck der Enttäuschung flog über seine Züge.

„Schade, daß Ihr damit so voreilig gewesen seid. — In wenigen Tagen hätte ich Euch etwas Besseres geben können. Aber was nicht ist, kann ja noch werden!"

(Fortsetzung folgt.)